

AUS DEM INHALT:

Hisbollah
präsentiert
Achmadinedschad
*

Die Erben Celans
*

Wenn Leugner
reisen
*

The M.E. Situation

Die Stimme

MITTEILUNGSBLATT FÜR DIE BUKOWINER

Verlag: H.O.B. - Landsmannschaft der Bukowiner. Gegründet von Dr. Elias Weinstein s.A.

Nr. 720

• 66. Jahrgang •

NOVEMBER 2010

Redaktion und Administration: 63455, Tel-Aviv, Arnonstr. 12 Tel./Fax. 5226619 P. O. B. 3653

E-mail: elibuko@netvision.net.il

Internet: www.bukowina.org.il

ש ו ל ם

Postage paid

תל-אביב-יפו

TEL-AVIV-JAFFO

2 1 8 7

במקרה של אי מסירה נא
להחזיר למערכת. זמי החזרה

מובטחים.

תל-אביב, ת.ד. 3653

Atzeret und Askara des Weltverbandes der Bukowiner Juden im Tel Aviver Beit Zionei Amerika

Die nächste Generation in die Pflicht genommen

von Bärbel Rabi

Der *Weltverband der Bukowiner Juden* hatte am 11. Oktober 2010 zu einer Zusammenkunft ins Beit-Zionei Amerika in Tel Aviv aufgerufen, bei der auch die alljährliche Askara zur Erinnerung an die nach Sibirien vertriebenen Landsleute, der Vernichtung der Juden aus der Nordbukowina und die Vertreibung und Ausrottung der Juden aus der Bukowina nach Transnistrien stattfinden sollte. Etwa 200 Landsleute waren dem Ruf gefolgt und versammelten sich vor dem kleinen Auditorium, wo bereits Kaffee, Fruchtsäfte und leichte salzige wie süße Backwaren für die Landsleute bereit standen. Nachdem ein Eintritt von 25 Schekel entrichtet worden war, wurden die Landsleute darauf hingewiesen, daß die diesjährige Zusammenkunft unter dem Motto der Erneuerung stand. Stellvertretend dafür wurde den Anwesenden stolz die neue Website des *Weltverbandes* (www.bukowina.org.il) im Internet vorgestellt, für die Herr Zwicka Schwartzmann verantwortlich zeichnet. Auf dieser großartig gelungenen Website kann endlich alles über das Bukowiner Judentum mit seiner glanzvollen Kultur, den Traditionen und seiner Geschichte nachgelesen werden. Alle Landsleute sind aufgefordert, alle Materialien - und wenn sie auch noch so unscheinbar erscheinen mögen - wie z.B. Bücher, Fotografien, Artikel, Postkarten, eigene Lebensgeschichten usw., dem Weltverband zur Verfügung zu stellen, um sie im

Internet für die Nachwelt zu erhalten. Die Originale werden dem Eigentümer selbstverständlich zurückgegeben. Als die Landsleute den Saal betraten wurden sie von den Liedern des großartigen Bukowiner Tenors Josef Schmidt empfangen, der so manchen die Melodien mitsummen ließ. Frau Jehudit Ganz aus Haifa, die aus dem bukowinischen Gura Humora stammt und zur nachfolgenden Generation gehört, begrüßte die Landsleute im gutgefüllten Saal. Sie wies darauf hin, daß eine neue Epoche des Bukowiner Weltverbandes begonnen habe und damit die nächste Generation in die Pflicht genommen wird, den *Weltverband der Bukowiner Juden* auch für die Nachwelt zu erhalten. Stellvertretend für die sogenannte „Neue Generation“ in der Leitung des Verbandes zollte sie besonderen Respekt für die bis hierher ausgezeichnete Arbeit des ehemaligen Präsidenten Yitzchak Yalon und der Vizepräsidenten Jula Weiner und Isachar Locker, ohne deren unermüdliches, ehrenamtliches Schaffen, der Weltverband heute nicht mehr existieren würde. Sie forderte die Neue Generation auf, sich aktiv für den Weltverband einzusetzen und auch die Kinder und Enkelkinder für die Kultur und die Wurzeln zu interessieren. Denn „nur wer die Vergangenheit annimmt, kann eine solide Zukunft bauen“, erklärte sie. Danach bat sie den neuen Präsidenten Herrn Yochanan

Ron Singer ans Rednerpult. Er schloß sich den Danksagungen an die ehemalige Leitung des Weltverbandes an und forderte sie auf, auch weiterhin an der Zukunft des Verbandes mitzuarbeiten und aktiv zu bleiben. Sein Dank ging auch an Herrn Dan Marian, der die Zusammenkunft im Beit-Zionei-Amerika organisiert und in Szene gesetzt hatte. Ron lobte die ausgezeichnete Arbeit von Herrn Zwicka Schwartzmann, der die Website des Verbandes aus seinem Dornröschenschlaf erweckt hatte und eine ausgezeichnete Site entwickelt hatte. Ebenso bedankte sich Ron bei dem weltbekannten Bukowiner Maler, Herrn Shlomo Shwartz, der die Website mit einem seiner fantastischen Werke geschmückt hatte. Er forderte die Landsleute auf, sich aktiv am Geschehen des Weltverbandes im Büro Arnon Str. 12 in Tel Aviv zu beteiligen. Am 10. Oktober 1941 begann die Vertreibung der Juden aus der Bukowina und so gedenken wir jedes Jahr um dieses Datum herum der vertriebenen und gefallenen Landsleute, erklärte Jehudit Ganz, bevor sie das Wort Rabbi Yossi Wassermann erteilte, der ebenfalls der nächsten Generation angehört und in Czernowitz geboren ist. Mit Tehilim und dem Gebet *Maale Rachamim* gedachten die Landsleute stehend im Saal den unglücklichen Bukowiner Juden, die nicht das Glück hatten, dem Wahnsinn der Zeit zu entrinnen. Währenddessen zündete Frau Mimi Artzi, Witwe des

ehemaligen Weltverband-Präsidenten, Herrn Itzchak Artzi s.A., die sechs symbolischen Kerzen für die sechs Millionen Juden die dem Nazi-Regime zum Opfer fielen. Danach ergriff Yitzchak Yalon das Mikrofon und gab ein selbstkomponiertes und -geschriebenes jiddisches Lied zum besten, das er im Ghetto Moghilev im Winter 1943 verfaßt hatte, als mehr als 60.000 Juden an der Typhus-Epidemie zu Grunde gingen. Als Gastreferentin trat danach die hochdekorierte israelische Schriftstellerin Nava Semel, Tochter von Itzchak Artzi s.A., ans Mikrofon und stellte dar, was für sie „Mein Bukowina“ bedeutet. Für sie, die als Tochter von Holocaust-Überlebenden aus der Bukowina in Israel geboren und in hebräischer Sprache erzogen wurde, sei Heimat zuallererst Sprache, Landschaft und Wiegenlied. Deshalb sei sie stolz auf ihre israelische Identität und Ideologie, doch stets habe im Hintergrund eine „zweite“ Heimat existiert, die sie durch die Sprache der Eltern ihr Leben lang begleitet hatte, obwohl über die Vergangenheit nur wenig gesprochen wurde. In ihrer Jugend habe man in Israel „wirklich israelisch“ sein müssen. Sie könne sich noch daran erinnern, daß sie sich als Kind darüber entsetzte, als jemand auf der Straße Schläge bezog, nachdem man ihn hatte jiddisch sprechen hören. Sie habe stets gedacht, daß

(Fortsetzung auf S.2)

Die nächste Generation in die Pflicht genommen

(Fortsetzung von S. 1)

Auschwitz, Transnistrien und Bukowina ferne Länder wären, die sie als kleines Mädchen nicht finden konnte, als sie diese auf dem Atlas suchte.

Eine Mail habe sie kürzlich von einer nicht-jüdischen rumänischen Autorin aus Cluj erreicht, die sich darüber wunderte, daß man selbst in Israel nur wenig über das rumänische Judentum wisse. Es gäbe so gut wie kein Judentum mehr in Rumänien, das von der großartigen Kultur Zeuge tragen könne. Nava Semel habe ihr geantwortet, daß das europäische Judentum heute nur noch in Büchern existiere und daß die Juden in vielen rumänischen Orten nur noch wie Gespenster einherspukten. Dabei sei erstmalig jüdische Existenz in der Bukowina im Jahre 1371 festgehalten, als erste Juden aus Galizien in der Bukowina siedelten.

Ihr Vater, der viel Mut und Voraussicht bewiesen hatte, war stets ein „galutischer“ Jude geblieben, was damals kein bißchen populär war. Er hielt an den jiddischen Schätzen der Poesie, Kultur und dem Humor fest und wartete auf eine Wiedergeburt des Jiddischen. Als Nava Semel in den 80er Jahren zum ersten Mal mit ihrem Vater auf den Spuren seiner Kindheit nach Sireth in die Bukowina reiste, glaubte sie in den Kulissen eines Hollywood-Films gelandet zu sein: Wasser wurde aus dem Brunnen gezogen und Pferdewagen rumpelten über Kopfsteinpflaster. Selbst im keineswegs entwickelten Israel gab es da schon fließend Wasser, und Pferdewagen waren selbst im Kibbuz nicht mehr üblich.

Bei diesem Besuch trafen sie in Sireth eine einzige Jüdin, die einen Schatz an Büchern pflegte. Sie bat die Gäste aus Israel, so viele Bücher mitzunehmen als möglich, um sie so für die Nachwelt zu

retten. Ihr Vater wählte einen alten Talmud und legte zwei Stangen Zigaretten parat, um das Schmuggeln des wertvollen Buches aus Rumänien „schmieren“ zu können. Nava selbst griff blindlings ins vollgestopfte Bücherregal. Sie wollte nicht bewußt ein Buch über das andere Buch stellen. Plötzlich hielt sie einen mit Zeichnungen von Moshe Lilien versehenen Tanach für Kinder in den Händen, der 1923 in Berlin veröffentlicht worden war. Alle Figuren darin waren als „Herzel“ gemalt, was vom grenzenlosen Zionismus zeugte.

Sie erzählte auch davon, wie sie bei ihrem zweiten Besuch mit ihrem Vater in der Bukowina dessen Geburtshaus besuchte. Bruder Shlomo überzeugte den mißtrauischen damaligen Eigentümer des Hauses, den Vater eintreten zu lassen, lediglich um der „Vergangenheit ins Auge zu blicken.“ Das von den Jahren gezeichnete Gesicht des Vaters verwandelte sich in ein Kindergesicht, als er den verduztten Eigentümer darauf hinwies, daß es eine Öffnung in der Decke geben müsse. Als Shlomo die Decke öffnete, zum blanken Erstaunen des nichtahnenden Eigentümers, war es so, als „öffnete sich der Himmel für meinen Vater“, erzählte Semel.

Sie ermahnte die Anwesenden, auch die kleinsten Erinnerungen zu bewahren und auf der Bukowina-Website zu veröffentlichen. „Auch das kleinste Steinchen Erinnerung hilft, die Zukunft zu bauen.“ Großer Beifall begleitete Nava Semel danach an ihren Platz, bevor Jehudith Ganz erneut das Wort ergriff. Sie gab zu, selbst noch nicht wieder in die Bukowina gereist zu sein, da „ich Angst habe, meine Erinnerungen an diesen Ort meiner Kindheit zu verlieren.“ Frau Marina Jakobowitch sang

einige jiddische Lieder, die sie selbst am Klavier begleitete.

Einen Zeugenbericht über eine Reise in die Vergangenheit ihres Vaters gab danach Frau Rachel Heller, Tochter von Rechtsanwalt David Heller, Mitglied des Vorstands des Bukowiner Weltverbandes. Bereits als Kind habe sie gehört, daß sie und ihre Familie etwas mit der so schrecklichen Shoah verbinde.

Als sie sich entschloß, mit ihrem Vater in die Südbukowina zu reisen, hatte sie keine konkreten Vorstellungen davon, was sie erwartete. Die Schönheit der Stadt Czernowitz habe sie dann tatsächlich überrascht. Sie berichtete von bewegenden Momenten am Geburtshaus des Vaters und bei Begegnungen mit der Tochter des Dorf-Vorstehers von Nemerger, der ihren Vater auf der Flucht versteckt hatte und ohne dessen Hilfe, sie heute nicht existieren würde. Für sie sei es bis heute ein starkes Konzept, ihre Wurzeln zu finden und zu fühlen, denn „ohne starke Wurzeln könne der stärkste Baum nicht leben“.

Auch Doron Sekler, Sohn von Moshe Sekler, erzählte von seinen Erfahrung auf der Reise zu den Wurzeln und zeigte Fotos von seinem emotionalen Trip in die Bukowina und nach Transnistrien, der ihn mit der Kindheit seines Vaters verband.

Herr Yitzchak Yalon sang ein weiteres jiddisches Wiegenlied, bevor sich die Landsleute zum gemeinsamen Singen der „Hatikwa“ erhoben, das die diesjährige Zusammenkunft der Juden aus der Bukowina ausklingen ließ. Am Ausgang verteilte Frau Helen Livnat, ebenfalls Mitglied des Vorstands des Weltverbandes, rote Rosen an alle Landsleute, zum Zeichen der wiederauflebenden Verbundenheit des Bukowiner Judentums.

Jüdisches Museum – Wien

Segev veröffentlicht Wiesenthal-Biographie

Tom Segev präsentierte im „Jüdischen Museum“ in Wien nach langen Recherchen ein neues Buch über Simon Wiesenthal und dessen damalige Arbeit. Der israelische Historiker Segev untersuchte den Nachlaß Wiesenthals und fand dabei interessantes, neues Material.

Er fand ausführliche Unterlagen über die Entführung Eichmanns, Beweise dafür, daß Wiesenthal jahrelang und unermüdlich im Auftrag des Mossads Nazi-Verbrecher verfolgte. Segev beschreibt Wiesenthals Leben vor und während des Krieges, den Verlust der Mutter und vieler Verwandter.

Wiesenthal lehnte bekanntlich die Kollektivschuld entschieden ab, er wollte Prozesse und Schuldsprüche.

Er beschreibt die politischen Auseinandersetzungen mit Kanzler Kreisky, der an seiner jüdischen Identität gelitten habe. Man hat Wiesenthal in Österreich ungeheures Unrecht angetan, ihn sogar bespitzelt. Kreisky hat ihn sogar seltsamerweise auch der Kollaboration mit den Nazis bezichtigt.

Gabriella Teichner - Wien

Exilanten

Daß die Abwanderung von Wissenschaftlern aus dem jüdischen Staat bedrohliche Ausmaße angenommen hat, ahnte man in Israel seit Langem. Jetzt glaubt man es auch genau zu wissen. Eine Erhebung ergab 4.500 Namen israelischer Wissenschaftler, die heute im Ausland leben und arbeiten – drei Viertel von ihnen in den USA und der Rest weltweit verstreut. Für das kleine Israel ist der *Braindrain* nicht nur ideologisch peinlich – schließlich will man Immigranten, keine Emigranten –, sondern auch ökonomisch ein Desaster. Jetzt will die Regierung die Exilanten gezielt und persönlich ansprechen und ihnen mit Hilfe eines Sonderfonds Forschungsmöglichkeiten in der Heimat anbieten. Wenn auch nur ein kleiner Teil der Angesprochenen dem Ruf folgt, darf man von einem Erfolg sprechen. *efg*

Besuch im Libanon

Hisbollah präsentiert Ahmadinedschad

Irans Präsident Ahmadinedschad nutzte seinen Besuch im Libanon für heftige Attacken auf Israel, nur vier Kilometer von der Grenze entfernt. Er ließ sich von der radikalen Hisbollah hofieren und bejubeln - und düpierte die Regierung des Landes.

Seinen Auftritt im nur vier Kilometer nördlich der Grenze zu Israel gelegen Dorf Bint Dschbeil nutzte Ahmadinedschad für neue Attacken gegen Israel. „Die Welt soll wissen, daß es Aus ist mit den Zionisten“, rief er vor Tausenden Hisbollah-Anhängern, „Palästina wird befreit werden“.

Die Innenstadt der Hisbollah-Hochburg Bint Dschbeil war im Zweiten Libanonkrieg 2006 von israelischen Geschossen zerstört worden. Seitdem gilt der Ort für die Schiiten als „Hauptstadt des Widerstands“ gegen Israel.

Ahmadinedschads Besuch unterstrich, was Iran und die Hisbollah eint: Der gemeinsame Feind. Daß seine Rede der am Vortag in der Beirut gehaltenen Ansprache gleich, war nebensächlich. Es war die Tatsache, daß Ahmadinedschad die bevorstehende Vernichtung Israels fast in Hörweite der Grenzposten beschwören konnte, die der Kundgebung Sprengkraft verlieh. Iran und die Hisbollah dürften sich lange darüber freuen, daß Israel tatenlos zusehen mußte.

Ahmadinedschad beließ es bei markigen Worten. Ein angekündigter Besuch direkt am Grenzzaun, über den er „Steine auf die Zionisten“ werfen wollte, war schon zuvor abgesagt worden.

Ahmadinedschads erster Staatsbesuch im Libanon betont nicht nur den Schul-

terschluß zwischen Iran und der verbündeten Hisbollah - er düpiert auch die libanesische Regierung. Ohne daß Beirut sich dagegen zur Wehr setzen konnte, gebärdete sich die Hisbollah durchweg als Gastgeber des Iraners.

Das sorgte für Kritik im Libanon. Samir Geagea, Vorsitzender der christlichen *Lebanese Forces*-Partei sagte, Ahmadinedschad wäre im Land willkommen, wenn er als Präsident Irans käme „und nicht als Präsident von Teilen des Libanon“.

In einem offenen Brief hatten 250 Abgeordnete und Figuren des öffentlichen Lebens Ahmadinedschad zuvor gewarnt, sich in innerlibanesischen Angelegenheiten einzumischen.

„Eine Gruppierung im Libanon bezieht ihre Macht von Ihnen“, warfen die Unterzeichner dem Iraner vor. Die Hisbollah hätte diese Macht gegenüber anderen Gruppen im Libanon mißbraucht.

Israel war empört über den Besuch. Amos Gilad, ranghoher Mitarbeiter des israelischen Verteidigungsministeriums, zürnte im israelischen Rundfunk, der libanesische Präsident Michel Suleiman sehe tatenlos zu, wie im Süden des Landes „Hisbollastan“ entstehe, „das den Libanon auffrißt wie ein Krebsgeschwür“.

Tatsächlich hat Ahmadinedschads Ausflug in den Süden einmal mehr bewiesen, daß

der Libanon längst zweigeteilt ist und daß die Hisbollah einen Staat im Staate betreibt. Ahmadinedschads Besuch kommt zu einem Zeitpunkt höchster politischer Spannung im Libanon. Denn die Hisbollah steht unter Druck: Offenbar plant das Uno-Tribunal für die Aufklärung des Mordes an dem früheren libanesischen Regierungschef Rafik Hariri, mehrere ihrer Anhänger anzuklagen. Der Vorwurf: Sie hätten sich der Mittäterschaft an dem Mord vom Februar 2005 schuldig gemacht. Um sich aus der Schlinge zu ziehen, betreibt die Miliz seit Monaten eine Hetzkampagne gegen das Tribunal. Sie unterstellt den Ermittlern, mit Hilfe falscher Zeugen den Mord aus politischen Gründen Syrien und der Hisbollah anhängen zu wollen.

Ahmadinedschad mischte sich auch jetzt wieder in den Streit ein. Das Gericht versuche, zu falschen Ergebnissen zu kommen, „um die Saat der Spaltung zu säen“, donnerte er. Beobachter fürchten, daß eine Anklage von schiitischen Hisbollah-Unterstützern zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen diesen und sunnitischen Hariri-Anhängern führen könnte. Das könnte den Libanon vor eine neue Zerreißprobe stellen.

Ulrike Putz aus Bint Dschbeil
(aus „Spiegel-online“)

Einflußreich

Mark Zuckerberg ist laut *Vanity Fair* der wirtschaftlich einflußreichste Amerikaner. Der 26 Jahre alte Facebook-Gründer führt die Liste der „100 Neuen Moguls“ an, die das Magazin in seiner Oktoberausgabe veröffentlichen wird. Andere jüdische Angehörige des „Neuen Establishments“

sind die Google-Chefs Larry Page und Sergey Brin (Platz 3) und Twitter-Kreativdirektor Isaac „Biz“ Stone (Platz 9).

Die ältere Generation vertritt auf Rang 7 der New Yorker Bürgermeister und Selfmade-Milliardär Michael Bloomberg.

(aus „Yedioth Acharonot“)

Prof. Elite Olshtain

Terracotta-Öfen in der besetzten Stadt

Dieses jetzt in hebräisch und englisch erschienene Buch von Prof. Elite Olshtain beschreibt die Erinnerungen eines kleinen jüdischen Mädchens, das im Frühling von 1938, nur kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, das Licht der Welt in Czernowitz erblickte. Sie war die Tochter eines gut situierten jüdischen Paares. Obwohl die anti-semitische Stimmung in Czernowitz wuchs, war das Leben zu Beginn angenehm, bis die Russen 1940 nach Czernowitz eindringen und den Vater der Autorin zur Roten Armee zwangsrekrutierten.

1941 wurde Czernowitz von den Nazis und Rumänen zurückerobert und sofort mußten alle Juden ins Ghetto. Viele von ihnen wurden später in die Konzentrations- und Arbeitslager nach Transnistrien verschleppt unter ihnen auch die Mutter der Autorin. Das kleine Mädchen blieb zurück in der Obhut der Großmutter, zu der sie eine innige Beziehung entwickelte.

Die Mutter verschwand für über drei Jahre in den Transnistrischen Lagern, und auch vom Vater fehlte jede Spur. Wie durch ein Wunder wurde die Familie nach dem Krieg wiedervereint und wanderte schließlich nach Israel aus, wo sie ihr Leben von neuem aufbaute.

Elite Olshtain lebt heute mit ihrem Ehemann Zeev in Jerusalem. Sie hat drei Töchter und neun Enkelkinder. Sie ist pensionierte Professorin für Sprache an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Ihre lesenswerten Erinnerungen sind in hebräischer Fassung im **Carmel-Verlag**, Jerusalem, P.O.B. 43092, Tel: 02-6540578 und in englischer Fassung in **Dorrance Publishing Co. Inc.**, Book Order Department, 701 Smithfield Street, Pittsburgh, PA 15222, USA. Tel : 1-800-788-7654. www.dorrancebookstore.com erhältlich. *red.*

Für einen kurzen Moment beherbergte das kleine Czernowitz das Denken der Welt. Dann kamen Krieg, Vertreibung, Massenmord. Heute ist es eine Stadt der toten Dichter. Einer von ihnen ist Paul Celan.

Das Geburtshaus von Paul Celan ist kein Museum. Wo einer der größten Dichter deutscher Sprache gelebt hat, empfängt die Besucher keine Kasse, kein didaktisches Konzept, kein Literaturarchiv und schon gar kein Café. In der Saksaganskogo-Straße wohnen auch heute noch Menschen, und man kann das gut verstehen. Für Czernowitz ist das eine gute Gegend mit schönen Jugendstilhäusern, alten Kastanien, imposanten Mietsblöcken und dennoch unweit des Zentrums. Zwei große Adler aus Stuck zieren die Giebel des Hauses - Symbole des gesellschaftlichen Aufstiegs, auf den auch der Architekt Leo Antschel hoffte, der mit seiner Familie hier vor neunzig Jahren lebte. Wer würde aus solch einer schönen Immobilie schon gerne ausziehen für einen toten Dichter einer fernen Sprache, der sogar seinen Namen in Celan verdrehte? Immerhin erinnert seit ein paar Jahren eine Bronzetafel an den Mann, der in Czernowitz in einem alteuropäischen Kokon aufwuchs, die Ermordung der Seinen miterleben mußte und dann an der Sprache der Mörder verzweifelte, die auch die immer gehetzte Sprache seiner Gedichte war. Und weil das Geburtshaus des Dichters der „Todesfuge“ keinen Gedenkraum beherbergt, treten die lebenden deutschen Dichter, die zum ersten Lyrikfestival in Paul Celans Heimatstadt angereist sind, einfach durch den geschrubbten Flur hinaus auf den Hinterhof. Hier haben Mieter ein Bauerngartenbeet angelegt, dessen orangefarbene Blüten im Spätsommerlicht leuchten; ein Teppich hängt zum Lüften über der Stange. Es ist ganz still. Um diese Stille zu hören, sei er nach Czernowitz gekommen, sagt Mark Belorusez, der Celans Gedichte ins Ukrainische übersetzt. In der Ruhe der tiefsten habsburgi-

schen Provinz, die sich denken läßt - konnte Paul Celan als Dichter reifen. Und Mark Belorusez rezitiert Celans Gedicht von der krausen Minze und der glatten Minze, wie sie auch auf diesem Bauernbeet stehen könnte.

„Durch diesen Hof fließt die Seine“, sagt er noch und hat Tränen in den Augen, weil er dabei an den Fluß denkt, in dem sich Paul Celan vor vierzig Jahren das Leben genommen hat. Und während sich kein Mensch blicken läßt, inspizieren die deutschen Dichter das saubere, lichte Treppenhaus mit seiner Blümchentapete, gehen über die Kellertreppe, auf der auch der kleine Paul Antschel gespielt hat, bevor er sich Paul Celan nannte, und können darüber nachdenken, wie damals aus der äußersten Peripherie der deutschen Sprache wundersam ihr Zentrum werden konnte. Und während sich die mitteleuropäische Dichterdelegation über die Saksaganskogo-Straße in melancholischer Stimmung entfernt, wird ihr ukrainischer Kollege Igor Pomeranzew sofort wieder pragmatisch: „Die Leute hier im Haus müssen Celan hassen. Er ist die beständige Drohung, daß sie bald rausfliegen und hier doch noch ein Museum entsteht.“

Zum neunzigsten Geburtstag des großen Celan veranstaltet seine Vaterstadt erstmals ein Poesiefestival, hat Dichter aus halb Europa, vor allem aus den deutschsprachigen Ländern, dorthin geladen, wo zwischen 1880 und 1940 eine der unerhörtesten Explosionen von Kreativität stattfand, die es in Europas Kultur je gegeben hat. Czernowitz, dessen weit über die Hügel am Pruth gezogene habsburgische Altstadt etwas abgebröckelt, aber komplett erhalten ist, hatte nur achtzigtausend Einwohner. Doch im heiklen Ungleichgewicht von fünf Sprachen - Deutsch, Jiddisch, Rumänisch, Ukrainisch, Polnisch - und im Aufeinandertreffen von mittelalterlicher Dorfrömmigkeit der Popen und Chassiden und humanistischer Moderne von Universität und Labor schossen die Genies eine Generation lang

Die Erben

von Dirk

nur so empor. Eine Kleinstadt beherbergte für einen kostbaren Moment das Denken der ganzen Welt.

Man kann nicht durch die keinen Überblick gestattenden Hügelstraßen von Czernowitz gehen, ohne alle paar Meter auf Gedenktafeln für Geistesgrößen zu stoßen, als wäre man in Paris oder Petersburg oder der Stadt, der Czernowitz um jeden Preis ähneln wollte: Wien. In der großen Synagoge, die von den Nazis in Brand gesteckt und von den Sowjets gesprengt wurde und deren Restmauern heute ein Kino beherbergen, hat der junge Joseph Schmidt, einer der größten Tenöre aller Zeiten, als Kantor gesungen. Er starb 1942 mit 38 Jahren in einem Schweizer Auffanglager auf der Flucht. Ein paar Schritte neben dem Tempel bezeichnet eine Tafel das Geburtshaus von Erwin Chargaff, der drei Jahre jünger war als Schmidt, als Biochemiker die DNA mitentdeckte und mit 97 Jahren 2002 in New York starb - nebenbei war er noch einer der klügsten Essayisten des vorigen Jahrhunderts.

In Czernowitz, dessen relative Bevölkerungsmehrheit um 1900 aus Juden bestand, lernten und schrieben, lehrten und veröffentlichten gleichzeitig einige der besten jiddischen Autoren: der Pädagoge Elieser Steinberg und der versoffene Poet Itzig Manger, der fliehen konnte und nach einem Wanderleben 1969 in einem Sanatorium bei Jerusalem letztes Obdach fand. Auch Gregor von Rezzori, der mit Brigitte Bardot auf der Leinwand zu sehen war, ist von hier. Rumäniens Nationaldichter Mihail Eminescu lebte ebenso in der habsburgischen Hauptstadt der Bukowina wie mehrere poetische Ikonen der heutigen Ukraine: Olga Kobylanska oder Dmytro Zahul, der in Stalins GULag umkam. Man könnte die Liste beliebig fortsetzen. Josef Burg, letzter jiddischer Dichter aus dem Shtetl, ist vorigen August in Czernowitz mit fast 97 Jahren gestorben.

Nun ist Czernowitz eine Stadt der toten Dichter - aber welche Schicksale haben sie gehabt! Welche Tode sind sie gestorben! Die überzeugte Kommunistin Klara Blum, Jahrgang 1904, wurde Chinesin, nachdem Stalin in Moskau ihren chinesischen Ehemann umgebracht hatte - sie starb als Zhu Bailan 1971 in Guangzhou, mitten in der Kulturrevolution. Ihr Jahrgangsgenosse Moses Rosenkranz überlebte die Nazis als Sekretär im rumänischen Außenministerium, überlebte ebenso den GULag und floh vor der *Securitate* 1961 in den Schwarzwald, wo er 2003 mit 99 starb. Alfred Margul-Sperber, der Förderer von Celan, wurde im kommunistischen Rumänien anerkannter Schriftsteller. Alfred Gong verzweifelte als Bibliothekar in einem psychiatrischen Krankenhaus in der Bronx. Das Junggenie Selma Meerbaum-Eisinger wurde 1942 in einem transnistrischen Arbeitslager mit 18 Jahren umgebracht; ihre großartigen Gedichte erschienen erst vor kurzem. Ihre Fast-Nachbarin Ninon heiratete rechtzeitig den Nobelpreisträger Hermann Hesse und lebt während der dunklen Jahre in der Schweiz. Der heute achtundsiebzigjährige Aharon Appelfeld mußte die Ermordung seiner Mutter durch die Nazis mitansehen, kam in das Czernowitzer Ghetto, schlug sich als streunendes Kind in den Karpatenwäldern durch und lehrt heute hebräische Literatur an der *Ben-Gurion*-Universität in Israel.

Trotz eines solchen Erbes, wie es keine andere Kleinstadt auf Erden vorweisen kann, dauerte es bis nach der Jahrtausendwende, daß die heutigen, die ukrainischen Czernowitzer etwas mit ihren Dichtern anfangen konnten. Bei der Eröffnung von „*Meridian Czernowitz*“ erzählt Svyatoslav Pomeranzew, der Organisator des Festivals, denn auch frank und frei: Er habe als Importeur von Klimaanlageanlagen niemals über die Geschichte der Stadt nachgedacht, in die seine Fa-

Celans

Schümer

millie nach dem Krieg mit der Roten Armee gekommen war. In den imposanten Marmorsaal des rumänisch-orthodoxen Patriarchats, heute Universität, wäre er als „Businessman“ nicht gegangen. Doch nachdem die Finanzkrise ihn an den Rand des Bankrotts gebracht hatte, hatte Pomeranzew plötzlich Zeit zum Lesen und zum Nachdenken.

Man merkt ihm und dem Organisationsteam fast das Staunen an, daß heute amerikanisch-jüdische Traditionsfonds die Ruine der Wunderrabbiner-Synagoge von Sadagora auf dem Stadtgebiet wiederherrichten, daß Freiwillige aus der ganzen Welt den Friedhof vom Gestrüpp befreien und daß immer mehr deutsche Touristen sich nach Czernowitz aufmachen. Und doch bedarf es einer Menge Mut, um in einer Stadt mit holpriger Straßenanbindung und ohne anständige Hotelzimmer europäische Literaten dorthin einzuladen, wo sie das heimliche Zentrum des Kontinents nurmehr erahnen können. Und auch die Studenten im Festsaal applaudieren überrascht, wenn der Schweizer Schriftsteller Andreas Saurer sie bei der Rezitation seiner aphoristischen Gedichte in fließendem Rumänisch, wenn der deutsche Poet Hendrik Jackson sie in perfektem Russisch anspricht. Man interessiert sich also doch für diesen vergessenen Teil Europas. Durchaus hermetische Lyriker wie Elke Erb oder Brigitte Oleschinski kehren bei der Reise nach Czernowitz zu den Wurzeln des Genres, zu Paul Celans verdichteten und verrästelten Innenbildern zurück.

Wenn Gerhard Falkner sein schönes Poem vom Stadtplan als Gedicht und von den Straßen als Zeilen und den Häusern als Wörtern vorträgt, dann fühlt man sich zu Fuß unterwegs im untergegangenen Czernowitz, das für die Fremden aus magischer Poesie besteht. Für die Ukrainer aber ist es eine ganz gewöhnliche Stadt. Für ein paar Tage wird das sonst etwas langweilige

und gegenüber den Palästen des altpolnischen Lemberg unspektakuläre Czernowitz nun zur Kulturhauptstadt. Die Tempelgesänge des Tenors Joseph Schmidt bekommen eine Videoinstallation, die Gedichte Celans eine beklemmende Performance im ruinösen Saal des einstigen Hauses der Volksdeutschen. Und zur Rezitation des ukrainischen Rappers Serhij Zhadan kommen junge Czernowitzer scharenweise hinaus auf den Zezynohügel weit vor der Stadt, wo die asphaltierte Straße längst aufgehört hat und der Buchenwald des Karpatenvorlandes beginnt.

In solchen Tagen erweist sich Czernowitz als Stadt der lebendigen Poesie, gerade weil es in Paul Celans Elternhaus auch an seinem neunzigsten Geburtstag kein Museum gibt. Und auch die Zeit des schüchternen Gymnasiasten Paul Antschel ist noch nicht gänzlich versunken. Max Schickler büffelte in der Unterrichtssprache Rumänisch auf derselben Schule, dem Vierten Staatsgymnasium - allerdings einen Jahrgang über Paul Celan. Auch er ist zum Literaturfestival gekommen. Zerwühlter weißer Schopf, abgeschabte Anzugsjacke, ein Auge ist blind, aber auch mit einundneunzig Jahren pflegt Max Schickler ein druckreifes Deutsch. Der schwächliche Paul Antschel ist ihm auf der Schule gar nicht aufgefallen: „Er war ja als Schüler noch nicht bekannt.“

Und dann erzählt Max Schickler von seinem Vater, dem Czernowitzer Hutfabrikanten, den die Russen 1940 deportierten, von der Mutter, die das rumänische KZ wundersam überlebte. Und von seiner eigenen Flucht fünfhundert Kilometer zu Fuß zur Roten Armee, wo er dank seiner Muttersprache als Übersetzer der deutschen Kriegsgefangenen durchkam. Weil Juden „bei meiner Matura im achtunddreißiger Jahr“ schon nicht mehr studieren durften, hat er sein Leben lang in der örtlichen Strumpffabrik gearbeitet. Seine hohe Meinung vom Fleiß und von der Organisation der Czernowitzer Volks-

deutschen („Sie versorgten die ganze Stadt“) hat ihm auch die Shoah, die aus dem Land der von ihm verehrten Kultur Goethes und Schillers über die Seinen kam, nicht zerstört. Nun muß Max Schickler mit knapp hundert Euro Rente und kleinen Zuschüssen des jüdischen Wohltätigkeitsvereins irgendwie durchkommen. Man sieht ihm an, wie schwer das ist. Aber er ist ungebeugt. Von den siebenhundert Czernowitzer Juden von einst über 40.000 sprechen keine zwei Dutzend mehr Deutsch oder Jiddisch, schon Max Schicklers Kinder haben die Sprache nicht mehr gelernt. „Nichts mehr. Deutsch ist hier nicht mehr modern“, sagt er.

Und so kommt Max Schickler humpelnd und mit dem Bus wenigstens gern zu den Erben Celans, seines kleinen Schulkameraden, und fällt bei der Erklärung sogar kurz ins prägnantere Jiddische: „Ich hab' nicht mit wem sprechen.“ Diese traurige Geschichte vom Zugrundegehen einer Kultur konterkariert immerhin Igor Pomeranzew, der Onkel des Veranstalters. Als ein in London und Prag lebender Dichter und Journalist ist er nicht ganz unschuldig am Zustandekommen dieses Festivals, das das poetische Czernowitz aus der Totenstarre reißen soll. Er ist nach 1948 in der Stadt aufgewachsen und verkörpert als Sohn sibirischer Rotarmisten die einstweilen letzte unterdrückte Sprache der Stadt: das Russische. Der als Dissident ausgebürgerte Sowjetmensch erzählt auf der einstigen Herrengasse ein ungeschriebenes Schlußkapitel der Stadthistorie: In den 50er Jahren waren die Juden trotz der Massenmorde in den rumänischen Lagern wieder in der ganzen Stadt präsent, aber es waren die Überlebenden der bessarabischen Shtetl, die in die großen Wohnungen der Toten eingezogen waren. Pomeranzew erinnert sich an Boxer und Huren und Rabbiner, an ein wieseliges Leben der Davongekommenen: „Für uns Kinder war das alles aufregend, es gab keinen Blick zurück, die Stadt strotzte vor Optimismus.“ Die wenigen über-

lebenden „habsburgischen“ Juden in ihren Anzügen und feinen Mänteln hätten sich unter den Proleten gleichen Glaubens arg unwohl gefühlt. Um 1960 siedelten die Czernowitzer Juden dann nahezu kollektiv nach Israel aus.

All die verschollenen Kulturen zu ersetzen ist seither die Aufgabe der Ukrainer. Doch wie soll das gelingen? „Es gibt zu viele Tote, die unter unseren Füßen ruhen“, schreibt Jurij Andruchowitsch, der bekannteste ukrainische Autor. Er, der vor ein paar Jahren noch russisch schrieb, hat gerade einen ukrainischen Roman über die Suche nach einem verschollenen Freund in einer halb mythischen Stadt fertiggestellt. Das Buch handelt von Venedig, doch der Autor ist nie über Nacht in der Lagune geblieben, damit seine Vision nicht zu echt wird.

So geht es auch mit Czernowitz: Am Ende läuft alle Wahrnehmung der Stadt auf Nebel und Archäologie hinaus. Der riesige Judenfriedhof, der drittgrößte Europas, ist mit seinen hunderttausend Gräbern stellenweise komplett mit Holunderbüschen überwuchert, anderswo sind die Grabsteine mit hebräischen, jiddischen, russischen, deutschen Inschriften reihenweise umgekippt. Czernowitzer Tote bis zum Horizont, deren Stellen - anders als das viel kleinere Berliner Holocaust-Monument - alle einen Namen tragen.

Die österreichische Autorin Milena Findeis hatte auf dem Festival ein schönes Gedicht über Bäume und das Menschenleben vorgetragen; der Faden spinnt sich vom Herumkrabbeln des Kleinkindes im Obstgarten über den ersten Kuß unterm Baum bis zum Sarg aus Buchenholz. Milena Findeis konnte beim Schreiben nicht wissen, daß sie diese Zeilen einmal in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, lesen würde, der einzigen Landschaft Europas, die nach einem Baum benannt ist: Buchenland. Ein kleines Land mit Millionen von Bäumen für Millionen von Särgen und Millionen von Gedichtzeilen.

(aus „FAZ-online“)

The M.E. Situation

by Dennis Miller

A brief overview of the M.E. situation is always valuable, so as a service to all Americans who still don't get it, I now offer you the story of the Middle East in a few paragraphs, which is all you really need.

Here we go:

The Palestinians want their own country.

There is just one thing about that: There are no Palestinians! It's a made up word. "Palestine" sounds ancient but is really a modern invention. Before the Israelis won the 1967 war, Gaza was owned by Egypt and the West Bank was owned by Jordan, and there were no "Palestinians".

As soon as the Jews took over and started growing oranges as big as basketballs, what do you know, the "Palestinians" start weeping for their deep bond with their lost "land" and "nation".

So, for the sake of honesty let's not use the term "Palestinians" any longer to describe these delightful folks, who dance for joy at our deaths until someone points out that they are being taped. Instead, let's call them what they really are:

"Other Arabs who can't accomplish anything in life and would rather wrap themselves in the seductive melodrama of *Eternal Struggle and Death*".

Ok, so the Adjacent Jew Haters want their own country.

Oops, but they don't!!! They could have had their own country a long time ago, actually at practically any time during the last thirty years, and especially several years ago at Camp David.

But if you have your own country, you must have traffic lights and garbage trucks, and Chambers of Commerce and worse, you actually have to figure out HOW TO MAKE A LIVING. And that's no fun. No

they just want one thing: Israel and a pile of dead Jews – that's where the real fun is.

WHY? For one thing, trying to destroy Israel for the last fifty years has allowed the rulers of the Arab countries to divert the attention of their people away from the fact that they are in fact, the most illiterate, poorest and tribally backward people on God's Earth.

It makes me roll my eyes every time one of our pundits waxes poetically about the great history and culture of the Muslim Middle East. Unless I am missing something, the Arabs haven't given anything to the world since algebra.

Chew this around and spit it out: five hundred million Arabs, five million Jews.

Think of all the Arab countries as a football field, and Israel

as a pack of matches sitting in the middle of the field. And now these same folk swear that if Israel gives them half of that pack of matches, everyone will be pals.

Really? What neat news. Hey, what about the strings of wars to obliterate the tiny country and the constant din of rabid blood oaths to drive every Jew into the sea? Oh, that? We were just kidding.

My friend, Kevin Rooney, made a gorgeous point the other day: just reverse the numbers. Imagine five hundred million Jews and five million Arabs.

I was stunned at the simple brilliance of it. Can anyone picture the Jews strapping belts of dynamite and razor blades to themselves? Of course not. Or marshalling every fiber and

force at their disposal for generations to drive a tiny Arab state into the sea? Nonsense. Or dancing for joy at the murder of innocents? Impossible. Or spreading and believing horrible lies about the Arabs baking their bread with the blood of children? Disgusting. No, as you know, left to themselves in a world of peace, the worst Jews would ever do to people is debate them to death.

*

(Dennis Miller is known for his critical assessments in folksy language. He rose to fame as a cast member of the Saturday Night Live show and subsequently hosted a string of talk shows on HBO, CNBC and in syndication. He currently hosts a daily three-hour, self-titled radio program, nationally syndicated).

Spain and the Jews

Spain's Dictator during World War II Francisco Franco, was considered until recently as having defended the Jews in his country during the Holocaust, many of them refugees from countries taken over by the Nazi regime.

Former Prime Minister Golda Meir even declared at the time to a Spanish newspaperman that "Israel was grateful to Spain that she sheltered many Nazi victims"

This myth was now shattered recently by the Spanish newspaper "El Pais", which published documents showing that Franco asked his men to prepare a list of 6,000 Jews living in Spain, to be delivered to the S.S. leader who was in charge of the "final solution" Heinrich Himmler, in prepa-

ration for the delivery of the Jews to Germany. This in the framework of the deliberations regarding the plans that Spain join the Axis (Germany, Italy and Japan). Finally, however, Spain decided to send only a division of volunteers to fight alongside the German army against the Russians. Spain abandoned the plan to join the Axis, as well as sending the Spanish Jews to Germany. "El Pais" now published the original document, from May 1941, which was now discovered in the Spanish archives. In this document Franco demanded that not only the names of the Jews be listed, but also their political beliefs, their financial status and their "degree of danger" to the regime.

Maya Mahler

No more Kosher-Chicken

The Jewish Community in New Zealand is contemplating what measure to take in order to cancel the decision by the New Zealand government to forbid the kosher slaughtering of chicken, which was declared "inhumane" by the Minister of Agriculture David Carter. According to the new regulations, animals must be stunned electrically prior to slaughter. Practically, this means that kosher slaughtering will no longer be possible in New Zealand. An attempt will be made, with the aid of facebook groups and letters to the Government to cancel this decision which "infringes upon the rights of the N. Z. Jewish Community".

Naomi Levin

David Irving unterwegs in Polen

Wenn Leugner reisen

Eigentlich wollte der britische Holocaust-Leugner David Irving inkognito durch Polen touren. Die „Bildungsreise“ für elf seiner rechtsradikalen Anhänger sollte nicht gestört werden. Immerhin hatte die Gruppe aus Amerikanern, Briten, Deutschen und Australiern für die achttägige Tour insgesamt knapp 33.000 Dollar auf den Tisch gelegt. Doch lange hielt der Historiker die Anonymität nicht aus. In Warschau suchte er Ende September 2010 geradezu das Scheinwerferlicht. „Wir fahren dieses Mal nicht nach Auschwitz, weil es überbewertet ist“, sagte er. „Die Juden haben versucht, aus Auschwitz und ihrer Tragödie eine Geld-Maschine zu machen. Sie verfolgen Historiker, die legitime Fragen nach dem wirklichen Geschehen stellen.“ Polen, die sich selbst ein Urteil bilden wollten, sollten nicht einfach seinen Kritikern glauben, sondern sein Buch *Hitlers Krieg* lesen.

Nach dieser Reklameaktion fuhren Polens Medien die Berichterstattung über die umstrittene Reise des mehrfach verurteilten Holocaust-Leugners auf ein Minimum herunter. Zumal auch Piotr Kadlcik, der Vorsitzende des Jüdischen Gemeindebundes in Polen, zornig konterte: „In Wirklichkeit ist die Shoah zu Irvings Geld-Maschine geworden.“ Polens Oberrabbiner Michael Schudrich äußerte sich verärgert: „Irving ist kein Historiker, sondern ein Scharlatan.“ Schon vor der Einreise Irvings und seiner rechtsradikalen Anhänger hatten die antifaschistischen Organisationen „*Nigdy Wiecej!*“ (Nie wieder!) und „*Otwarta Rzeczpospolita*“ (Offene Republik) protestiert. Polens Polizei wie auch der Inlandsgeheimdienst ABW beobachteten Irvings Gruppe zwar, um im Falle einer Straftat eingreifen zu können, doch zunächst einmal seien sie „ganz normale Touristen“, wie Izabela Niedzwiedzka, die Polizeispreche-

rin, meinte. Irving besuchte mit seiner Gruppe die „Wolfschanze“ bei Ketrzyn, dem früheren Rastenburg. Da Oberst Graf von Stauffenberg dort am 20. Juli 1944 einen Bombenanschlag auf Hitler verübte, gilt das ehemalige „Führerhauptquartier“ in Masuren heute als Symbol des militärischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Für Irving allerdings ist Stauffenberg ein „Verräter“.

Zuvor hatte die Gruppe bereits das ehemalige Vernichtungslager Treblinka bei Warschau besichtigt. Treblinka war das größte nationalsozialistische KZ im deutschen Generalgouvernement des be-

setzten Polen. Die Gesamtzahl der Todesopfer in Treblinka liegt deutlich über 700.000 und wird auf bis zu 1,1 Millionen Menschen aus ganz Europa geschätzt. Anders als in Auschwitz gelang es hier den Nazis, alle Spuren zu verwischen. Zu sehen sind nur ein großes Denkmal und Hunderte symbolische Grabsteine. Für Irving ist Treblinka tatsächlich ein Todeslager, Auschwitz hingegen nur eine „Touristenattraktion im Stile von Disneyland“, wie der Historiker der britischen *Daily Mail* noch vor seiner Abreise nach Polen sagte.

Gabriele Lesser

(aus „Jüdische Allgemeine“)

Gericht verbietet Barrieren

Nein zur Trennung

Wenn es nach einigen Männern ginge, würden sie künftig in der Mitte der Straße spazieren, die Frauen nur noch am Rand entlangschleichen. Vertreter der jüdischen Eda-Charedit-Sekte hatten zu den Sukkot-Feiern in Jerusalems ultraorthodoxem Viertel Mea Shearim Straßenbarrieren aufgestellt, um weibliche und männliche Fußgänger voneinander zu trennen. Nun wollten sie diese zu permanenten Einrichtungen machen. Der Oberste Gerichtshof Israels jedoch machte den Extremisten jetzt mit einem Urteil einen Strich durch die Geschlechtertrennung.

Zudem untersagte das Gericht die Tätigkeit sogenannter Sittsamkeitswächter des Nachbarschaftskomitees, die darauf achten sollen, daß Frauen züchtig gekleidet sind und sich entsprechend benehmen. Ausgebrochen war der Streit kurz vor dem Laubhüttenfest. Meterlange Plasticschilde wurden ausgerollt und inmitten von Straßen und vor Synagogen festgezurrert, damit niemand auch nur einen unzüchtigen Blick erhaschen konnte. Nach den Protesten von Frauenorganisationen und der Intervention der Polizei

sagte die Eda Charedit zwar zu, die Trennungen abzubauen, tat aber nichts dergleichen. Daraufhin wandten sich zwei Ratsmitglieder der Stadt an den Obersten Gerichtshof. Eine von ihnen ist Rachel Azaria, die betont, daß jegliche Separierung dieser Art illegal sei. „Das Urteil ist ein weiterer Schritt im Kampf dafür, daß alle öffentlichen Orte in Israel für Frauen wie Männer gleichermaßen zugänglich sind.“ Neben den Konflikten um die öffentlichen Orte herrscht in einigen Nahverkehrsbussen, den sogenannten „koscheren“ Linien, Geschlechtertrennung. Männer vorn, Frauen hinten. Menschenrechtsgruppen kritisieren die Busgesellschaft Egged, „Jerusalem ist nicht Teheran“, lautet ein Slogan der Gruppen. Besonders übel aufgestoßen sein dürfte den trennungswütigen Männern, daß die Richter einer Kundgebung von Frauenorganisationen mitten in ihrem Viertel zugestimmt haben. Die Teilnehmerinnen machten ihrem Unmut über die ihrer Meinung nach patriarchalische Einstellung der männlichen Bewohner Luft – für deren Standards viel zu unverhüllt und laut.

Sabine Brandes

Suchanzeige

Ich bin auf der Suche nach meiner Jugendfreundin **Rita Segal** aus Suczawa. 1949 wohnte sie in der örtlichen Vasili Bumbak Str..

Wer sie kennt oder etwas über ihr Schicksal weiß, wendet sich bitte direkt an Herrn **Arie Favel-Lavie**, P.O.B. 6502, 31060 Haifa, Tel. 04-8640597 oder mobil 054-4635876.

Ich bin für jeden Hinweis dankbar. *red.*

Gewonnen

Die Auswanderung aus der GUS wirkt sich positiv auf die Gesundheit aus. Laut einer israelischen Studie liegt die Lebenserwartung von Olim aus der ehemaligen UdSSR um acht Jahre über derjenigen, die die dort Gebliebenen vorweisen können. Die Erklärung des vermeintlichen Rätsels dürfte vor allem in der weitaus besseren medizinischen Versorgung liegen, die Israel im Vergleich zu den exsowjetischen Republiken seinen Bürgern bieten kann. Ein weiterer Befund: Die Zahl der Kinder, die eine GUS-Immigrantin in Israel zu Welt bringt, liegt bei 1,8. Das ist doppelt so viel wie bei Jüdinnen, die in der GUS geblieben sind. *WS*

Impressum

Herausgeber: *Weltverband der Bukowiner Juden*, Arnon Str. 12, 63455 Tel Aviv.

Chefredakteurin: **Bärbel Rabi**

English desk: **Moshe Getter**

Redaktionsschluß der Dezember-Ausgabe: 15. November 2010.

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des *Weltverbandes der Bukowiner Juden* ist montags und mittwochs zwischen 8 und 12 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin

Ein deutsches Verbrechen

Der Andrang ist groß im Jüdischen Museum Berlin. Während eine Schulklasse darauf wartet, durch die neue Sonderausstellung „Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg“ begleitet zu werden, bleibt der Blick der Schüler an einem Plakat haften. Es zeigt einen Deutschen in Uniform, wie er einen Juden im besetzten Polen anschreit. Entdeckt haben die Ausstellungsmacher das Foto aus dem Jahr 1939 im Archiv der antisemitischen Wochenzeitung „Der Stürmer“. Bei Kriegsbeginn hatte die Redaktion deutsche Soldaten aufgefordert, Bilder und Kommentare einzusenden. So wurde (unfreiwillig) das systematische Prinzip von Zwangsarbeit offengelegt. Denn das gleiche Fotomotiv begegnet den Schülern im ersten Ausstellungsraum erneut: Wieder ist der jüdische Zwangsarbeiter zu sehen, dieses Mal angestarrt von der Zivilbevölkerung. Es sind vor allem Bilder wie diese, die den Besucher in die Dokumentation hineinziehen. Daß das Historikerteam von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora bei seinen Recherchen in Europa, Israel und den USA auf so viel Quellenmaterial stieß, überraschte selbst die Kuratoren. „Das sind zum Teil ganze Fotoserien, die die komplexen Zusammenhänge szenisch vergegenwärtigen“, erklärt Jens-Christian Wagner, Leiter der Gedenkstätte Mittelbau-Dora. So habe sich das Konzept für die Ausstellung aus den Bildern heraus entwickelt.

Mithilfe von Dokumenten, Briefen, Protokollen, Zeitungsausschnitten und Namenslisten wird das ganze Ausmaß der NS-Zwangsarbeit schonungslos offengelegt. Ergänzt

wird das präsentierte Material durch kurze Videos und Hörstationen. Die Ausstellungsmacher haben bewußt auf aufwendige Installationen verzichtet. Bis ins kleinste Detail demontiert die Ausstellung den Mythos, Zwangsarbeit sei eine Randerscheinung des Krieges gewesen, und wird damit ihrem Anspruch gerecht, weltweit erstmalig umfassend dieses dunkle Kapitel aufarbeiten zu wollen. In Zusammenarbeit mit der Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ sowie den Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora ist dem Jüdischen Museum damit eine kleine Sensation und ein großes Stück Aufklärung gelungen. Das sieht auch die Programmdirektorin des Jüdischen Museums, Cilly Kugelmann, so: „Ich glaube, unsere Dokumentation ist die wichtigste nach der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht, weil sie ein Stück nationalsozialistischer Gesamtgeschichte in einer bislang nicht gekannten Dimension auffächert.“

Zwangsarbeit war kein Geheimnis, sondern ein „öffentliches Verbrechen“, wie es Volkhart Knigge, Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, bei der Eröffnung formulierte. Kein Deutscher, der nicht irgendwann einmal einem Sklavenarbeiter begegnet wäre. Und viele profitieren von ihnen. Es ist eine Ausstellung, so beschreibt es Knigge, „über die nationalsozialistische Tiefendurchdringung der deutschen Gesellschaft und Rassismus als Kernbestandteil von Zwangsarbeit“. Das belegen nicht nur die vielen Dokumente und Fotos, sondern auch 60 Fallbeispiele, 60 Schicksale von 20 Millionen.

Zwangsarbeit war ein Massenphänomen. Zu dem Heer der Schuftenden gehörte etwa Zahava Stessel aus Ungarn. Erst im hohen Alter brach sie ihr Schweigen über das erlittene Unrecht. 60 Jahre lang mußte Stessel darauf warten, daß ihr Leid anerkannt wurde, trotz großer sozialer Not. Knapp 1,7 Millionen Zwangsarbeiter, vor allem aus Osteuropa, wurden durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ entschädigt. Für die meisten Opfer kam diese Hilfe allerdings zu spät. Sie waren zum Zeitpunkt der Zahlungen bereits tot.

K. Schmidt-Hirschfelder

Geflügelte Worte

Als ich klein war, glaubte ich, Geld sei das wichtigste im Leben. Heute, da ich alt bin, weiß ich: Es stimmt.

Oscar Wilde

*

Nichts kann rückgängig gemacht werden, was einmal gedacht wurde.

Friedrich Dürrenmatt

*

Mit Gold ist jede Festung zu erobern.

Anonymus

Mit 85 Jahren gestorben

Farewell, Tony Curtis!

Tony Curtis ist tot. Die Hollywood-Legende erlag am 30. September 2010 in Los Angeles einem Herzstillstand. Er wurde 85 Jahre alt.

1925 in New York als Bernard Schwartz geboren, wuchs Curtis in der Bronx auf. Seine Eltern kamen als deutschstämmige jüdische Einwanderer aus der ungarischen Kleinstadt Mátészalka und betrieben eine kleine Schneiderei, in der die Familie auch lebte. Nach seinem Militärdienst bei der US-Marine nahm der junge Mann Schauspielunterricht. Seinen ersten großen Leinwandauftritt hatte Curtis 1949 als Rumba-Tänzer in *Criss Cross*. Die erste Hauptrolle spielte er 1951 in *Die Diebe von Marshan*, 1959 folgte eine Oscar-Nominierung für *Flucht in Ketten*. International bekannt wurde Curtis jedoch durch den Billy Wilder Film *Manche mögen's heiß* an der Seite von Marilyn Monroe und Jack Lemmon.

Der Schauspieler, der mit seiner Frisur, dem „Curtis Cut“, eine ganze Generation beeinflusste, war auch im Fernsehen erfolgreich. Die Serie *Die Zwei* mit Filmpartner Roger Moore wurde in mehr als 80 Länder verkauft. Drogenexzesse und diverse Heiraten mit teilweise erheblich jüngeren Frauen.

Katrin Richter

In tiefer Trauer nehmen wir Abschied von meiner geliebten Mutter

GISELA RACHMUT s.A.

geb. Wohl

(Radautz - Bnei Brak)

Witwe von Dr. Moshe Rachmut s.A.

die am 26. September 2010 für immer von uns genommen wurde. Sie wurde am 27. September 2010 auf dem Friedhof von Holon beigesetzt.

**Wir werden sie nie vergessen!
Möge sie in Frieden ruhen!**

Es trauern:

Sohn - Hermann Rachmut
sowie Familie und Freunde